

MARC RAABE



SCHLÜSSEL 17

PSYCHOTHRILLER

Weltbild

Schlüssel 17

Mehr zu Tom Babylon?
Besuchen Sie Toms Garage:
www.mar craabe.de

Tom Babylon-Serie

Band 1: Schlüssel 17

Band 2: Zimmer 19

Band 3: Die Hornisse

Marc Raabe, 1968 geboren, arbeitete viele Jahre lang als Geschäftsführer und Gesellschafter einer TV- und Medienproduktion. Heute widmet er sich ausschließlich dem Schreiben. Seine Thriller mit Kommissar Tom Babylon sind regelmäßig auf der LITERATUR SPIEGEL-Paperback-Bestsellerliste zu finden. Raabes Romane sind in über zehn Sprachen übersetzt. Er lebt mit seiner Familie in Köln.

Marc Raabe

Schlüssel 17

Thriller

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2018 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Erschienen im Ullstein Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Arcangel

(© Reilika Landen) und iStock (© STILLFX, © duncan1890, © nwinter)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-98507-227-9

Die Hölle, das sind die anderen.

Jean-Paul Sartre

Prolog

Berliner Dom

Sonntag, 3. September 2017

6:28 Uhr

Winkler öffnet die Tür zur Stille. Und zur Finsternis.

Um diese Uhrzeit ist alles so anders hier. Intensiv und durchdringend, als hätte er keine Haut. Die Stille, der weite Hall, die Dunkelheit, in der das erste Tageslicht den gewaltigen Dom um ihn herum wie aus dem Nichts entstehen lässt – wie von Gottes Hand.

So war es auch mit ihr gewesen, am Altar. Sie war aus dem Nichts gekommen, hatte ihn überrumpelt. Ob Gott dabei seine Hände im Spiel gehabt hatte? Wohl eher der Teufel. Aber auch der, denkt Winkler, ist aus Gottes Holz geschnitzt.

Es war ein früher Sonntagmorgen gewesen, wie heute. Ihre Anwesenheit hatte in der Luft gelegen, gleich einem tiefen Ton, den niemand hört, der aber im Magen vibriert. Ihre Gestalt hatte sich aus dem Halbdunkel geschält, ihr Zeigefinger ging beschwörend zu ihren Lippen. Wortlos hatte sie ihn berührt, ihn gelenkt, die Stufen hinauf ... Er ruft sich zur Ordnung, will die Erinnerung wegsperren, aber es hilft nichts. Die Gedanken sind da, kriechen wie durch ein Schlüsselloch in ihn hinein, in ein Zimmer, von dem er nicht wusste, dass es da ist.

Er weiß, dass es im Internet solche Ecken gibt. Filme. Widerwärtige Angebote. Man muss nur googeln. Man kann es

aber auch lassen. Er hat es immer gelassen. Und dann kommt ausgerechnet sie, setzt sich auf sein Gesicht, zieht ihn an seinen Haaren in sich hinein. Er hätte »Nein!« schreien sollen, sich wehren. Stattdessen *wollte* er es, bettelte um mehr – und um weniger. Um mehr Schmerzen und um weniger Luft zum Atmen.

Sie hatte unablässig gestöhnt und geflüstert. Vor allem dieses eine Wort mit den vier Buchstaben, und der Dom hatte es dutzendfach wiederholt. Winkler mag das hässliche Wort nicht. Aber es hat sich in seinem Kopf verhakt. Es hängt dort wie ein schmutziger Anzug, der immerzu ruft: *Probier mich an!* Sechs Wochen ist das nun her, und er denkt jede Nacht daran, wenn er neben seiner Frau liegt. Im Herbst feiern sie silberne Hochzeit, und jetzt fürchtet er sich davor. Er schämt sich, wünscht sich, es hätte diesen Sonntag nie gegeben – und zugleich träumt er davon. Es kommt ihm vor wie eine Infektion.

Winkler schüttelt die Erinnerung ab. Leise schließt er die schwere Holztür hinter sich und tritt in den Dom. Seine Schritte huschen flüsternd über den Boden, die monumentalen Säulen empor, bis in den Scheitelpunkt der Kuppel.

Gott, wie er diese Akustik liebt!

Das hier ist sein Moment, sein magisches Ritual, jeden Sonntagmorgen, bevor er die Orgel zum Gottesdienst anschlägt und mit ihr das nervtötende Brabbeln, Husten und Räuspern der Besucher übertönt.

Graublaues Morgenlicht kriecht durch die Fenster. Nicht eine Kerze brennt, auch die Lichter für die Verstorbenen sind erloschen. Das Gold der opulenten Verzierungen im Altarraum unterscheidet sich kaum von den sandfarbenen Säulen

und steinernen Wänden. Die Wandmalereien gleichen verwachsenen Bildern, die sich im Zwielflicht verbergen. Erneut muss er an sie denken. Er meint, ihr Stöhnen von der Decke zu hören, ihr Flüstern, und beschließt, nicht hinzuhören – und auch nicht hinzusehen. Weder zur Kuppel noch zum Altar, wo es passiert ist. Es kommt ihm vor wie damals, vor sechs Wochen; ihre Anwesenheit liegt in der Luft.

Mit gesenktem Kopf und steifem Schritt geht Winkler zwischen den Bänken hindurch zur Mitte der Kuppelhalle. Nur noch ein paar Meter sind es bis zu dem Punkt, an dem sich die Gänge kreuzen, dann wird er sich seinem persönlichen Heiligtum zuwenden – der mächtigen Sauer-Orgel mit ihren 7269 Pfeifen. Winkler ist mit Leib und Seele Domorganist und wird es bis zu seinem letzten Atemzug bleiben.

Plötzlich bleibt er abrupt stehen und starrt auf den Boden.

Vor seinen Füßen ist eine glänzende Pfütze. Der säuerliche Geruch von Harn steigt ihm in die Nase. Alle Phantasien sind schlagartig aus seinem Kopf verschwunden. Zum Teufel! Nicht genug damit, dass das Oberpfarramt immer wieder Flecken beseitigen muss, von Betrunknen oder anderen Ferkeln, die an die Fassade des Doms urinieren. Hier hat offenbar jemand seine Notdurft mitten in der Kirche verrichtet.

Voller Ekel tritt er einen Schritt zurück. Erst jetzt bemerkt er, dass die Pfütze nicht einfach hell und wässrig ist, sondern zur Mitte hin dunkler, als hätte sich hier etwas mit dem Urin vermischt. Plötzlich zittert die Pfütze.

Ein Tropfen, denkt Winkler, aber woher ...?

Er legt den Kopf in den Nacken und richtet den Blick aufwärts, zum vierundsiebzig Meter hohen Scheitelpunkt der Kuppel.

Was er sieht, lässt seinen Atem stocken.

Direkt über ihm, in etwa zehn Metern Höhe, schwebt eine aufrechte menschliche Gestalt, eine Frau in schwarzem Gewand, mit ausgebreiteten Schwingen, einem aufsteigenden Engel gleich. Ihr Kopf hängt vornüber, Augen und Mund sind mit schwarzen Tuchstreifen verbunden, die Nase sticht als winziger bleicher Punkt hervor. Vom Saum des Umhangs fallen Tropfen in die Tiefe.

Winkler keucht. Schlagartig wird ihm übel. Mit der Linken sucht er Halt an einer der Bankreihen. Er würde gerne wegsehen, doch er kann nicht, muss hinsehen. Über der Frau ist ein Ring aus fahlem Licht – die Dämmerung hinter den Fenstern umgibt sie wie eine Aura.

Sie hängt schief, denkt Winkler. Und im nächsten Moment: Herrgott, was bin ich nur für ein Unmensch. Warum fällt mir ausgerechnet *das* jetzt auf? Trotzdem, irgendetwas ist nicht richtig daran. Die beiden Seile, an denen sie hängt, sind offenbar unterschiedlich lang, es sieht so unvollendet aus, als ob ...

Von Osten fällt das erste Sonnenlicht in den Dom und lässt etwas aufblitzen, das an einer Schnur um den Hals des schwarzen Engels baumelt. Winkler sieht auf kurze Distanz nicht mehr gut, auf die Entfernung dagegen klar und scharf. Und der Gegenstand, den er sieht, ist ein Schlüssel. Nein, nicht *ein* Schlüssel. Es sieht so aus, als wäre es ... Oh Gott, der Beschreibung nach würde es passen ... aber das kann nicht sein ... das würde ja heißen ...

Plötzlich geht ein Ruck durch die Frau, sie hängt nun noch schief, schaukelt. Ein Tropfen fällt herab und trifft ihn an der Wange. Entsetzt weicht er zurück, wischt sich die klebrige

Flüssigkeit aus dem Gesicht, starrt auf seine Hand, dann wieder nach oben. Links und rechts von der bleichen Nasenspitze laufen dunkle Rinnsale unter der Augenbinde hervor.

Bitterer Magensaft steigt ihm in die Kehle. Er hat das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Die Kuppel über ihm ist eine graue Totenkugel mit dünnen Fingern aus Licht, die durch die Fenster nach dem schwarzen Engel greifen.

Der Schlüssel um ihren Hals. Der graue Griff. Er muss an die Beichte des Jungen denken, wie still er am Ende gewesen war.

Das alles kann kein Zufall sein, denkt Winkler. Sie ist zurück. Nach fast zwanzig Jahren ist sie wieder da.

TEIL 1

Kapitel 1

Berlin-Kreuzberg

Sonntag, 3. September 2017

8:04 Uhr

Tom weiß, dass er den Umschlag aus dem Kopf bekommen muss – die Kritzelei und erst recht den Inhalt. Zumindest für die nächsten paar Stunden. Er öffnet die Fahrertür und wirft seine SIG Sauer P6 auf den Beifahrersitz. Die schwarzen Riemen des Schulterholsters klatschen auf das abgewetzte beige Leder.

Kopf einziehen, vorbeugen, rein. Bei einer Körpergröße von einem Meter sechsundneunzig schrumpfen die meisten Autos auf die Größe eines Gokarts. Toms über dreißig Jahre alter S-Klasse-Benz ist da eine der wenigen Ausnahmen.

Aufgewühlt zieht er die Fahrertür zu. Der Knall macht es nicht besser. Die Stille im Wageninnern auch nicht. In seinem Kopf jagt ein Gedanke den nächsten. Wie kann nur so ein kleines Ding auf einen Schlag alles verändern?

Es ist etwa zwanzig Minuten her, dass sein Telefon auf dem Nachttisch geklingelt hat.

»Och nee, bitte nicht«, hatte Anne neben ihm gemurmelt und sich auf die andere Seite geworfen, mit dem Rücken zu ihm. Die Kingsize-Matratze federte nach. Das Ungetüm hatten sie in der Romantikphase gekauft. Inzwischen war es vor allem Anne lästig, mit ihm zu wippen, wenn er sich unruhig im

Schlaf wälzte oder spät zu ihr ins Bett stieg. Unwirsch knautschte sie ihr zweites Kopfkissen über das freie Ohr. Alle Schotten dicht.

Tom angelte sich das Handy. Die Nummer auf dem Display war eine von denen, die bereits beim Klingeln das halbe Telefonat erzählten. Die noch fehlende Hälfte waren Uhrzeit und Ort. Er hob ab, brachte aber nicht mehr als ein Räuspern zustande.

»Tom Babylon?« Die Stimme war jung und weiblich.

»Hmhm«, brummte Tom. Vermutlich das neue Planungsküken aus Hubertus Rainers Büro. Der Leiter von Dezernat II bevorzugte brünette Frauen im Alter seiner Tochter.

Sie sprach hastig, mit viel zu hoher Stimme und bemüht effizient. Tom gab ihr ein »Ja«, legte auf, zog sanft das Kopfkissen unter Annes Arm hervor und beugte sich über sie. »'tschuldige. Ich muss. Ist dringend.«

Warum sagte er das überhaupt? Das ganze Prozedere war für sie vermutlich so vorhersehbar wie für ihn das Telefongespräch, nachdem er die Nummer gesehen hatte. Schlechtes Gewissen? Weil es sich so gehörte? Seine Nasenspitze berührte ihre Wange, ihre Haut war noch warm vom Kissen. Ihre blonden Haare kringelten sich wild und rochen anders als sonst, weniger nach Shampoo.

»Was ist mit *Coldplay* heute Abend?«, murmelte sie.

»Das Konzert? Weiß nicht.« Er drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Muss ich sehen.«

»Muss ich sehen? Na, dann ist ja alles klar.« Annes Stimme klang frostig. In solchen Momenten fühlte sich ihr fünfjähriges Zusammenleben wie eine fünfzehnjährige Ehe an.

»Wie lange warst du denn gestern noch weg?«, fragte Tom.

Das Kissen raschelte, als Anne es wie einen Puffer zwischen sich und ihn zog. »Jetzt steig schon in deine blöde Schwabenkarre und tu, was du nicht lassen kannst.«

Tom knurrte – oder brummte. Was auch immer es war, es hörte sich in seinen eigenen Ohren erschreckend nach der Unzufriedenheit seines Vaters an. Nach dem frühen Tod seiner Mutter hatte Tom ein ganz ähnliches Murren zum ersten Mal bei ihm gehört. Selbst das zauberhafte Kleinkindlachen von Viola, seiner kleinen Schwester, hatte es nicht mehr verjagt. Und erst recht nicht die »Neue«, wie Tom die Geliebte seines Vaters seit über fünfundzwanzig Jahren nannte. Die Bezeichnung Stiefmutter wäre unpassend gewesen, immerhin steckte ja das Wort Mutter darin.

Tom betrachtete das Kissen zwischen Anne und sich und gab auf. Es hatte keinen Sinn, vor allem nicht jetzt.

Halbnackt lief er die kalte Stahltreppe hinunter ins Souterrain, in die offene Küche, und drückte eine Kapsel in die Maschine. Während der Espresso lief, starrte er auf die grauen Fugen in der Backsteinwand. Heute wieder kein Sport. Wie lange war eigentlich die letzte Trainingseinheit her? Drei Wochen? Vier? Anne begann schon zu sticheln, er würde ansetzen. Mit Anfang dreißig!

Er stürzte den Espresso ungezuckert und in einem Zug hinunter, lud nach und trank einen zweiten.

Im Bad wartete sein müdes Spiegelbild über einem Waschbecken mit Sprung. Der Dreitagebart stand seit zehn Tagen und juckte. Die Haare waren kurz geschnitten, damit sie sich nur ja nicht ringelten; mit seinen blonden Locken und den blauen Augen hätte er sonst einem zu groß geratenen Engel geglichen. Ungünstig in seinem Beruf.

Mit beiden Händen schaufelte er sich kaltes Wasser ins Gesicht.

Früh aufstehen war gegen seinen Biorhythmus, trotz Espresso stand er immer noch im Tunnel. Dementsprechend unauffindbar war der Autoschlüssel. Er durchwühlte alle Jacken- und Manteltaschen an der Garderobe, auch die von Anne. Hätten sie Kinder gehabt, vermutlich hätte er auch deren Jacken noch durchsucht.

Annes Manteltasche spannte, als er seine große Hand herauszog. Ein kleines, weißes Papierbriefchen rutschte hervor und segelte zu Boden. Er starrte auf den quadratischen Minumschlag auf dem Dielenboden. Jemand hatte mit schwarzem Kugelschreiber ein Herz darauf gemalt, durchbohrt von einem Pfeil.

Was für ein dummes Klischee, schoss es ihm als Erstes in den Sinn. Die Müdigkeit war schlagartig fort. Eine Reihe von Dominosteinen fiel in seinem Kopf um. Jeder Einzelne tat weh. Was hatte er gedacht? Dass Anne seine ständige Abwesenheit einfach so aushielt? Dass ihm erspart bliebe, was um ihn herum ständig passierte, seinen Kollegen, seinen Freunden?

Das Briefchen war kaum größer als ein Nachtfalter in seiner Hand. Während er es öffnete, zitterten seine Finger. Er erwartete irgendetwas Geschriebenes. Liebesgeflüster. Eine Telefonnummer, im besten Fall. Dann war vielleicht noch nichts geschehen.

Stattdessen fand er ein kleines Plastiktütchen mit weißem Pulver.

Unwillkürlich hielt er den Atem an. In seinem Mund ein bitterer Nachgeschmack von Espresso.

War es das, wonach es aussah?

Unsinn, das hätte ihm doch auffallen müssen.

Er eilte in die Küche, riss vom Notizblock das oberste Blatt ab und schüttete etwas von dem Pulver darauf, faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. Das Briefchen mit Herz und Pfeil schob er zurück in Annes Manteltasche, dann verließ er fluchtartig die Wohnung.

Jetzt sitzt Tom regungslos in seinem Wagen und fixiert den Stern auf dem dunklen Lenkrad. Er hätte längst losfahren müssen. Weitermachen. Polizist sein.

Wie lange geht das schon? Die Frage will nicht mehr aus seinem Kopf. Er kann nicht glauben, dass Anne ihn betrügt, aber er muss an den Geruch in ihren Haaren denken und wird wütend, schlägt aufs Lenkrad.

Warum?

Bei anderen findet er diese Frage immer lächerlich. Es gibt ja immer einen Grund. Man will es nur nicht wahrhaben. Jetzt hat sich das Warum auch in seine Gedanken geschlichen, obwohl er die Antwort kennt. Aber sie hilft verdammt noch mal nicht.

»Tu, was du nicht lassen kannst.«

Anne hat es vorhin einfach so dahergesagt, aber in dem Satz steckt ihre ganze Enttäuschung. Sie ist Cutterin, und in Produktionsphasen, wenn sie für eines ihrer TV-Doku-Projekte vor ihrem Schnittsystem festhängt, kommt sie selbst oft spät nach Hause, leer, mit vor Müdigkeit brennenden Augen und trotzdem nervös. Und es sind gerade diese Nächte, in denen sie ihn mehr braucht als in anderen, wenn sie früh zu Hause ist. Sie hadert mit ihrem Job, weil beim Fernsehen alles den

Bach runtergeht, wie sie sagt, und sie nur von ADSlern umgeben ist. Nichts sei mehr einfach. Es gehe nicht mehr um gute Filme, nur noch um möglichst schlankes Produzieren.

Aber auch in den Nächten, in denen sie spät heimkommt, ist er oft nicht da, und sie spürt, dass es in seinem Leben etwas gibt, von dem er nicht lassen kann. Sie glaubt, dass es seine Arbeit ist, sein Ehrgeiz, sein Verantwortungsgefühl, weil er einer von den Guten ist, wie sie sagt. Genau das bewundert und liebt sie an ihm.

Tom lässt sie in dem Glauben. Es ist ja auch nicht ganz falsch. Wenn sie wüsste, dass es immer noch um Vi geht, wäre sie nur noch verletzt. Am Ende würde sie in ihrem Kummer vielleicht sogar Vi die Schuld dafür geben, dass sie einfach nicht schwanger wird. Als läge es daran, dass er blockiert ist und nur seine Schwester im Kopf hat. Menschen suchen dauernd nach Ausreden, in Beziehungen, beim Verhör, vor sich selbst. Um sich unschuldig zu fühlen, um andere für ihre Probleme verantwortlich zu machen.

Für ihn gibt es keine Ausrede. Er ist schuld daran, dass Vi nicht mehr da ist. Deshalb kann er nicht aufhören, sie zu suchen. Ihr Verschwinden fühlt sich nach all den Jahren immer noch so an, als hätte jemand ein Stück aus ihm herausgeschnitten.

Konzentrier dich, verdammt. Mach weiter jetzt.

Tom dreht den Zündschlüssel. Der nachtblaue Benz schnurrt gefräßig. Tom fährt los und zwingt seine Gedanken nach vorn, auf die Straße. Frühnebel über dem Landwehrkanal. Ein Blatt fällt und kommt unter die Räder. Der zusammengefaltete Zettel mit dem weißen Pulver drückt durch den dünnen Stoff seiner Hosentasche.

Tom biegt vom Heckmannufer links ab in die Schlesische Straße. Er muss auf die andere Spreeseite, in den früheren Osten. Ostberlin. Es kommt ihm vor, als hätte er niemals dort gelebt. Vi würde sich erst recht nicht daran erinnern können. Sie wurde ein Jahr vor Öffnung der Grenze geboren. Es gibt ein Foto von ihnen beiden, da ist er vier, ihre Mutter hat ihm erlaubt, die Kleine im Arm zu halten, und er strahlt vor Glück. Das Bild ist schief aufgenommen, vom rechten Rand scheint ein Wachturm ins Foto hineinzufallen.

Manchmal hat Tom den Eindruck, seine kleine Schwester säße neben ihm, die blasse Nasenspitze mit den Sommer sprossen emporgereckt, so wie sie es immer tat, wenn sie sich älter machen wollte als ihre zehn Jahre. Und dann ist da der silberne Schlüssel, der an einer dünnen Kordel um ihren Hals hängt. Ihre Finger spielen nervös damit.

Du hättest dieses Ding nie haben dürfen, Vi.

Sie zieht die Stirn kraus. *Du hast ihn mir doch selbst gegeben. Nein, du hast ihn dir genommen.*

Vi nimmt den Schlüssel und lässt ihn unter ihrem Pyjama hemd verschwinden, dem Pyjama, den sie damals trug, bevor sie verschwand, und der an ihr immer aussah wie ein geschrumpfter Altherrenschlafanzug.

Der Benz wippt über die Brückenschwelle, überquert den Fluss. Rechter Hand gleiten die Ziegelbögen der restaurierten Oberbaumbrücke am Fenster vorbei. Zu Mauerzeiten sind hier, an der Sektorengrenze, mehrere Kreuzberger Kinder ertrunken. Die DDR-Grenzposten unterließen es einfach, ihnen zu helfen, und die aus dem Westen wagten es nicht, wegen des Schießbefehls. Tom wurde fünf Jahre vor dem Mauerfall im Osten geboren. Jetzt ist er dreiunddreißig, und die

DDR ist nur eine Randerscheinung in seiner Kindheitserinnerung. Die alte Grenze, die sich wie eine Narbe durch die Stadt zieht, ist zwar nicht seine Narbe, trotzdem geht sie ihm unter die Haut.

Er muss an den Anruf seiner Dienststelle denken und fragt sich, was genau ihn im Berliner Dom erwartet. Sätze Vi neben ihm, sie würde jetzt vor Neugierde unruhig auf dem Sitz hin und her rutschen.

Wohin fahren wir?

Zu einem Tatort.

Schon wieder?

Ich dachte, du findest das aufregend.

Blöde Tatorte.

Da ist er wieder. Violas alter Gegenteil-Trick. Irgendwann einmal war sie auf die Idee gekommen, sie müsste nur möglichst uninteressiert tun, dann hätte sie vielleicht eine Chance, dabei zu sein. Denn nicht dabei sein zu dürfen, das war weiß Gott ihr wunder Punkt.

Und ich muss wirklich mit?

Das ist nicht FSK 12, Vi. Es wird wahrscheinlich blutig.

Pfff. Als wenn ich zum ersten Mal Blut sehen würde.

Klingt, als wolltest du doch ganz gerne mitkommen.

Nö. Aber wenn ich schon mal im Auto sitze.

Wenn es etwas gibt, was Tom seiner kleinen Schwester gerne abgewöhnt hätte, dann ihre Faszination für Verbrechen. Doch dafür ist es jetzt zu spät. Neunzehn Jahre zu spät.

Aus dem dünnen Frühnebel über dem Wasser erhebt sich die Museumsinsel. Tom biegt rechts ab. In der Straße Am Lustgarten, vor dem Dom, zucken Blaulichter. Absperrband flat-

tert im aufkommenden Wind. Eine für den frühen Sonntagmorgen beachtliche Menschenmenge hat sich versammelt. Tom hält hinter zwei Streifenwagen vor der provisorischen Absperrung. Dahinter zählt er drei weitere Einsatzfahrzeuge: Notarzt, ein weißer Transporter der Kriminaltechnik und ein mausgrauer Audi. Der Berliner Dom ragt auf wie eine dunkle, stille Göttin.

Tom nimmt eine Tablette aus dem Handschuhfach und schluckt sie trocken. Zwanzig Milligramm Methylphenidat, eine kleine Dosis, aber das Zeug bringt ihn auf Spur. Die Hunderterpackung ist fast leer, er braucht dringend ein neues Rezept. Unwillkürlich muss er an das weiße Pulver in seiner Hosentasche denken. Zu den Tabletten hat Anne bisher nie etwas gesagt, vielleicht hat sie aber auch einfach nicht genau genug hingeschaut.

Er steigt aus und legt sein Holster an. Die frische Morgenluft lässt ihn schauern. Das Adrenalin baut sich langsam auf – die Anspannung vor dem Betreten eines Tatorts. Sämtliche Poren öffnen, um alles zu spüren, und dennoch kühl auf Distanz bleiben. Ein höllischer Widerspruch für jeden Ermittler. Entscheidet man sich fürs Offensein, läuft man früher oder später umher wie eine klaffende Wunde. Wählt man Distanz, fehlt die Einfühlung in Opfer und Täter. Man klärt nichts mehr auf, verkümmert und wird kalt.

Tom zieht die Schultern hoch. Eine Leiche im Dom, hat es geheißt, entdeckt vom Domwart. Mehr weiß er noch nicht. Das Kreuz auf der Kuppel sticht golden in den Morgenhimmel.

Presseleute tigern rastlos vor der Absperrung umher: dpa, Reuters, die BZ. Trotz des neuen, angeblich abhörsicheren di-

gitalen Polizeifunks sind sie immer als Erste vor Ort. Ein Reporter mit einem Teleobjektiv von der Länge eines Gewehrs wird von einem Polizeibeamten mit gelboranger Weste und der Aufschrift »Pressebetreuung« zurückgewiesen. Die beiden sind alte Bekannte. An den meisten Tatorten gibt es unter den Kollegen der Polizei einen lockeren Handschlag, einvernehmliches Nicken, die üblichen Scherze – manchmal auch gegenüber der Presse. Hier passiert nichts von alledem. Die Gesichter sind ernst. Die Tote im Dom wirft schon jetzt einen langen Schatten.

Zwei Beamte, die ihm höchstens bis zur Nasenspitze reichen, treten Tom in den Weg. Er wedelt mit seinem Ausweis: »Babylon, LKA.« Zweimal Nicken. Rückzug. Vor dem Hauptportal kommt ihm ein dürrer Mann im weißen Overall der KT entgegen. Sein Haar ist ohne erkennbare Frisur, und er hat eine Lippen-Kiefer-Gaumenspalte oder, wie er selbst sagt, Hasenscharte. »Morgen, Tom.«

»Morgen, Peer. Schon alle da?«

»Meine Mannschaft seit zehn Minuten, der Pathologe fehlt noch – und eure Leute.« Peer Grauwein bleibt stehen, kratzt sich am haarlosen Kinn und schiebt ein Fisherman's Friend in seiner Mundhöhle von links nach rechts. Mit den Bonbons hält er sich den Tod vom Leib, oder zumindest dessen Geruch. »So, wie die Dinge liegen, kreuzen bestimmt bald der Staatsanwalt und jemand von der Chefetage hier auf.«

»Wer ist denn die Tote?«

»Wissen wir noch nicht. Ist kompliziert, da oben ranzukommen.«

»Da oben?«

»Schau's dir erst mal selbst an. Ich muss weitermachen.«

Grauwein schafft es, einen ironisch-militärischen Gruß anzu-
deuten. Mit raschelndem Schutzanzug geht er zum Dienstwa-
gen, um weitere Ausrüstung zu holen.

Tom streift sich Überzieher über die Schuhe, strafft erneut
die Schultern und nähert sich dem Domportal. Sein Handy
klingelt, er fischt es aus der anderen Jackentasche. Es ist Doktor
Walter Bruckmann, Leiter des LKA 1 für Delikte am Men-
schen. Toms direkter Vorgesetzter ist eigentlich Hubertus
Rainer, Leiter des Dezernats für Tötungsdelikte. Peer hat
recht. Es geht schon los mit den hohen Tieren.

»Tom? Wo sind Sie?« Vorname und Siezen – eine Eigenart
von Bruckmann, als wären alle außer ihm selbst noch in der
Ausbildung.

»Schon da«, erwidert Tom.

»Wo, da?«

»Am Dom.«

Bruckmann macht eine Pause, holt Luft. Er ist Ende fünf-
zig und energiegeladener, als die Tiefe seiner Falten erwarten
lässt. Tom sieht ihn vor sich, mit seinem quadratischen Glatz-
kopf, die wässrigen hellgrauen Augen hinter der abgetönten
Pilotenbrille, aufgekrepelte Hemdsärmel über kurzen, kräf-
tigen Unterarmen.

»Tom, ich muss Sie bitten umzukehren. Kommen Sie in die
Dienststelle. Morten erledigt die Sache im Dom.«

Tom stutzt. Jo Morten von der Mordkommission 4? Er
fragt sich, was das mal wieder soll, erst hü, dann hott. Ob
Bruckmann weiß, dass sein Dezernatsleiter nicht die MK 4,
sondern die MK 7 angefordert hat? »Morten ist noch nicht
da. Auch sonst keiner von der Vierten. Hubertus Rainer hat
uns von der Sieben eingeteilt, und Hauptkommissar Behring

ist krank, deshalb übernehme ich vorübergehend die Leitung. Scheint was Größeres zu sein. Ich geh kurz rein und schau nach dem Rechten, wenn ich schon mal hier bin.«

»Tom? Warten Sie, Ihr Engagement in Ehren, aber ...« Bruckmanns Stimme knistert und wird unverständlich. Tom hat die schwere Tür aufgedrückt, den Vorraum durchquert und tritt jetzt ins gewaltige Innere des Doms. Der bizarre Anblick lässt seinen Atem stocken. Bruckmann sagt irgendetwas, doch Tom hat das Telefon sinken lassen und starrt ebenso ungläubig wie entsetzt auf das groteske Bild, das sich ihm bietet. Erste Scheinwerfer sind aufgestellt worden. Im gleißenden Licht, unter dem Scheitelpunkt der Kuppel, schwebt in perfekter Symmetrie und etwa fünfzehn Metern Höhe eine einsame Gestalt, in ein schwarzes Pfarrgewand gekleidet. Ihre Arme sind ausgestreckt wie bei einer Kreuzigung und spannen den Stoff darunter zu Flügeln.

Wie ein gerichteter schwarzer Engel, denkt er. Sein Blick fällt auf die Brust der Gestalt. Etwas Silbernes blitzt dort auf.

»Hallo, Tom? Bekomme ich eine Antwort?«, schnarrt Bruckmanns Stimme aus dem Telefon.

»Entschuldigung, ich hab Sie nicht ganz verstanden. Die Verbindung.«

»Noch mal klar und deutlich«, sagt Bruckmann scharf. »Das – ist – nicht – Ihr – Fall.«

Toms Mund öffnet sich, sein Herz beginnt schneller zu schlagen. Er starrt den kleinen silbernen Gegenstand um den Hals der Toten an, traut seinen Augen nicht.

»Babylon, verdammt. Hören Sie mir überhaupt zu?«

Wortlos legt Tom auf.

Seine Augen sind gut, laut Einstellungstest einhundert-

zwanzig Prozent Sehvermögen. Trotz der Entfernung erkennt er das glänzende, gezackte Etwas auf der Brust des schwarzen Engels als Schlüssel. Er nimmt sein Handy, fotografiert die Leiche, zoomt dann so nah wie möglich heran und macht ein Bild von dem Schlüssel. Ein spezieller Schlüssel mit einer grauen Plastikkappe über dem Griff. Die Auflösung des Fotos könnte besser sein, doch es reicht, um die Riefen in dem grauen Plastik zu erkennen. Und die Zahl.

Bruckmanns Stimme klingt noch in Toms Ohr. *Das ist nicht Ihr Fall!* Seine Hände zittern. Sein Herz zieht sich zusammen.

Bruckmann liegt falsch! Egal, was sein Dienstherr ihm sagt. Egal, welche Folgen es hat: Das hier *ist* sein Fall.

1998

Kapitel 2

Stahnsdorf bei Berlin
Samstag, 11. Juli 1998
16:03 Uhr

Tom starrte durch das halbblinde Glas in den Regen hinaus. Seine rechte Faust umschloss den zerknüllten Zettel mit der kraeligen Kinderschrift.

Tschuldigung, Vi

Ob sein Vater schon zurück war? Tom hielt den Gedanken kaum aus, ihm in die Augen sehen zu müssen. Was sollte er nur sagen?

Das Wasser lief in Strömen vom Dach des Schuppens, in den er sich verkrochen hatte, und suppte unter der Tür hindurch, als wollte Gott ihn ertränken.

Gestern Nachmittag war der Himmel noch strahlend blau gewesen.

Der Tag war so leicht dahergekommen, mit knallbunten Farben, die Wolkenränder glühten, das Wasser auf dem Teltowkanal glitzerte wie der Schweiß auf ihren Gesichtern.

Die seit Jahrzehnten stillgelegte Eisenbahnbrücke ragte stoisch über den Kanal, vierzehn Meter siebenundzwanzig hoch, das hatten sie letzten Sommer mit einem Nagel und einem Nylonfaden gemessen. Die Brücke war ihr Revier, trotz oder gerade wegen der Schilder Zutritt verboten – Einsturzgefahr. Ein Schild mit

Herzlich willkommen – genießen Sie den Ausblick hätte sie wirkungsvoller ferngehalten.

Bis in die Fünfziger waren hier mit der Friedhofsbahn Leichen aus Berlin gebracht worden, über Dreilinden zum Waldfriedhof in Stahnsdorf. Ein paar hundert Meter weiter hatte die Grenze später die Bahnlinie durchschnitten. Hier Osten, drüben Westen. Seitdem rosteten Brücke und Gleise vor sich hin. Auch die Wiedervereinigung hatte daran nichts geändert.

Tom war vierzehn und der Nachmittag langweilig. So schön es hier auf der Brücke sein konnte, das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, nutzte sich ab. Für Viola wäre es sicher eine Riesensache gewesen, dabei zu sein, aber sie war eben klein, deshalb musste sie auch zu Hause bleiben. Bene dagegen war schon fünfzehn. Er blies sich immerzu die fransigen, rotblonden Haare aus dem pickeligen Gesicht und schoss mit dem Luftgewehr auf Blechbüchsen, die beiseitesprangen, wenn er traf. Karin stellte sie wieder auf, immer mit ängstlichem Blick auf den Gewehrlauf, dabei würde das Ding höchstens eine kleine Wunde reißen, außer vielleicht, der Schuss ging ins Auge. Josh spielte mal wieder den Superhelden, hatte sein Shirt ausgezogen und behauptete, er würde gleich von der Brücke springen, während Naddi ihm versprach, wenn er heil unten ankomme und den Kopf aus dem Wasser stecke, werde sie ihm ihre Brüste zeigen. Sie kannte Joshs Heldentum zur Genüge und wusste, dass keinerlei Gefahr bestand, ihr Versprechen einlösen zu müssen. Tom hätte nur zu gerne mit Josh getauscht und wäre an seiner Stelle gesprungen. Wenn auch lieber für einen Kuss als für den Anblick ihrer Brüste. Zur Not aber auch für Letzteres.

Doch ihm galt ja das Angebot nicht.

Tom war viel zu groß und hatte viel zu lange Glieder. Er ver-

fluchte seinen Körper dafür, dass er ständig nur in die Höhe wuchs statt in die Breite. Er war durchaus sportlich, bewegte sich aber so schlaksig, als wäre ihm sein Körper fremd. Da halfes auch nichts, wenn sein Vater ihm immer wieder erklärte, das würde sich später auswachsen. Er fühlte sich jetzt fehl am Platz – wen interessierte da, was später war. Selbst Bene mit seinem fransigen Topfschnitt und den Pickeln schien sich wohler in seiner Haut zu fühlen. Vielleicht, weil er ohnehin keine Schnitte bei den Mädchen hatte; vielleicht aber auch, weil er seinen Frust besser verbergen konnte.

Tom warf einen Blick zu Josh hinüber, der wiederum Naddi verstohlen beäugte. Seit letztem Sommer spannte ihr T-Shirt sichtlich. Zwei winzige Spitzen zeichneten sich unter dem dünnen Baumwollstoff ab. Nadja, so hieß sie eigentlich, strich ihre braune Mähne hinüber auf die andere Seite und gab für Josh den Blick frei. Himmel! Tat sie das mit Absicht?

»Okay. Gilt«, sagte Josh. Seine Stimme klang rau. Nach trockenem Mund.

Naddi runzelte die Stirn. »Pfff. Ich glaub's erst, wenn ich's klatschen höre.«

»Dann mach mal die Ohren auf.« Joshs Kieferknochen traten hervor, als er ein Bein über das Gelände schwang.

»Scheiße, bist du irre«, sagte Bene und ließ das Luftgewehr sinken. Mit offenem Mund sah er alles andere als intelligent aus, obwohl er durchaus clever war. »Du weißt doch, wie hoch das ist.«

Naddi hob kokett eine Augenbraue. »Gegen die Klippenspringer in der Davidoff-Werbung ist das gar nichts. Die würden einen Salto mit Köpper machen. Und die Arme dann so ...« Sie streckte ihre Arme wie Schmetterlingsflügel zur Seite. Dabei hob

sich ihr T-Shirt, und für einen Moment war ihr Bauch zu sehen. Joshs Adamsapfel hüpfte.

Naddi lächelte wie die Unschuld vom Lande. Josh war chancenlos

Karin warf Naddi einen gereizten Blick zu. »Jetzt hör schon auf. Bene hat recht. Das ist zu hoch.«

Josh schwang das zweite Bein hinterher, stand jetzt auf der Außenkante der Brücke und stellte sich mit dem Rücken zum Geländer, die Hände links und rechts hinter sich. Auch wenn Tom es nicht gerne zugab, aber im Gegenlicht, mit seinem im Luftzug wehenden Haar und dem muskulösen Kreuz, das deutlich breiter als sein eigenes war, glich Josh tatsächlich ein wenig einem Superhelden oder einem dieser Klippenspringerhechte.

»Dann komm schon mal vor ans Geländer«, sagte Josh heiser. »Gleich is' Showtime.«

Naddi trat hinter ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter. Für Tom sah es so aus, als flüsterte sie ihm etwas ins Ohr. Im selben Moment ließ Josh los und stürzte in die Tiefe.

Mit einem spitzen Kieksen wich Naddi zurück. Tom, Bene und Karin beugten sich zeitgleich über das Geländer. Von unten erscholl ein kurzer Schrei, der abriß, als Josh hart in das glitzernde Wasser eintauchte. Spritzer schossen in die Höhe.

»Wohow«, brüllte Bene. »Coolio!«

Tom starrte fasziniert nach unten. Er hätte gegen Josh gewettet – und verloren. Das hier war cool.

In Karins Augen war nur Verärgerung zu lesen. Sie war die Jüngste von ihnen, doch ihr Augenrollen und das unausgesprochene »Boa, Jungs ey!« ließ sie eindeutig am ältesten wirken. Dass ihre Mutter die Gemeindepastorin war, machte sie nicht gerade lockerer. Doch ihr Spießertum in diesem Moment hatte wohl eher

egoistische Gründe, vermutete Tom. Wäre Josh für sie gesprungen, hätte sie wohl kaum protestiert.

Die Wasseroberfläche wölbte sich nach oben, dann wieder nach unten und schickte kreisförmige Wellen in die sanfte Strömung. Aber wo blieb Josh?

»Da!«, brüllte Bene.

Joshs Kopf näherte sich der Wasseroberfläche.

»Ha!« Bene grinste Naddi an. »Jetzt musst du liefern.«

Tom fing Naddis Blick auf, ihre Gesichtsfarbe war dunkelrosa.

»Titten raus, Babyyy«, johlte Bene.

»Nicht für dich, du Schwachmat«, fauchte Naddi. »Dreh dich gefälligst um.«

Bene grinste, gehorchte aber. Erneut fing Tom einen Blick von Naddi auf, ihre Pupillen leuchteten grün in der Sonne. Es war ein Moment, kurz wie ein Lidschlag. Gleich würde sie auch von ihm verlangen, dass er sich umdrehte, und er würde es widerspruchslos tun. Das Ganze war für sie schon peinlich genug.

Nadja sah ihn immer noch an, hob das T-Shirt, und für einen Augenblick erlag Tom der Vorstellung, das hier wäre nur für ihn. Er konnte nicht anders, als hinzusehen. Sie drehte sich zum Kanal, beugte den Oberkörper über das Geländer. »Josh – wuhuuuu!« Sie schrie alle Peinlichkeit hinaus, es klang fast wütend. Tom erschien sie so schön wie noch nie zuvor, ihre Brüste weiß und perfekt über dem Abgrund.

Mühsam riss er sich von dem Anblick los, sah in die Tiefe zu Josh, erwartete ein grinsendes Gesicht mit Stielaugen, ein Siegerlächeln. Doch Joshs Kopf war immer noch unter der Wasseroberfläche. »Verdammt, was ist da los?«

Karin und Nadja blieben stumm, sahen wie er gebannt nach unten.

Die Wasseroberfläche bewegte sich. Josh schien mit den Armen zu rudern.

»Oh Gott. Ist ihm was passiert?«, hauchte Karin.

Bene hatte sich wieder umgedreht, blickte ebenfalls in die Tiefe. Nadja stand wie erstarrt da, das T-Shirt immer noch halb erhoben. Tom räusperte sich, deutete auf ihre Brust. Erst jetzt ließ sie ihr Shirt fallen. »Scheiße«, flüsterte sie. »Komm schon, Josh. Komm schon!«

Tom streifte hastig sein Hemd ab. Öffnete seinen Gürtel.

Plötzlich stieß Joshs Kopf durch die Wasseroberfläche. Er schnappte nach Luft, dann brüllte er. Nicht triumphierend, nicht siegessicher. Er schrie vor Angst – oder Schmerz.

»Jooosh«, rief Nadja. »Was ist los?«

Josh gab keine Antwort. Er schrie einfach nur weiter. Die Strömung ließ ihn langsam abtreiben.

»Fuck«, murmelte Bene. »Was machen wir jetzt?«

Tom sah hinab. Vierzehn Meter siebenundzwanzig. Bisher war er höchstens vom Dreier gesprungen. Seine Kehle wurde eng.

»Scheiße, da ist irgendwas. Da unten«, sagte Karin. In ihren Augen standen Tränen.

»Wir müssen ihn rausholen«, sagte Tom.

»Wie denn? Das ist doch saugefährlich.«

Josh schrie immer noch.

»Er hat 'nen Schock oder so was. Wir müssen ihm helfen.«

»Also, ich spring da nicht runter. Auf keinen Fall.« Instinktiv wich Bene vom Geländer zurück.

Tom riss sich die Hose herunter. Stieg über das rostige Geländer. Sein Herz schlug, als wollte es den Brustkorb sprengen. Seine Gedanken rasten.

Für eine Sekunde ist er fünf, sitzt auf dem Rücksitz des DS, Viola neben ihm.